Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 12 (1908)

Artikel: Der holde Heinrich
Autor: Stadler, Xaver
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-571759

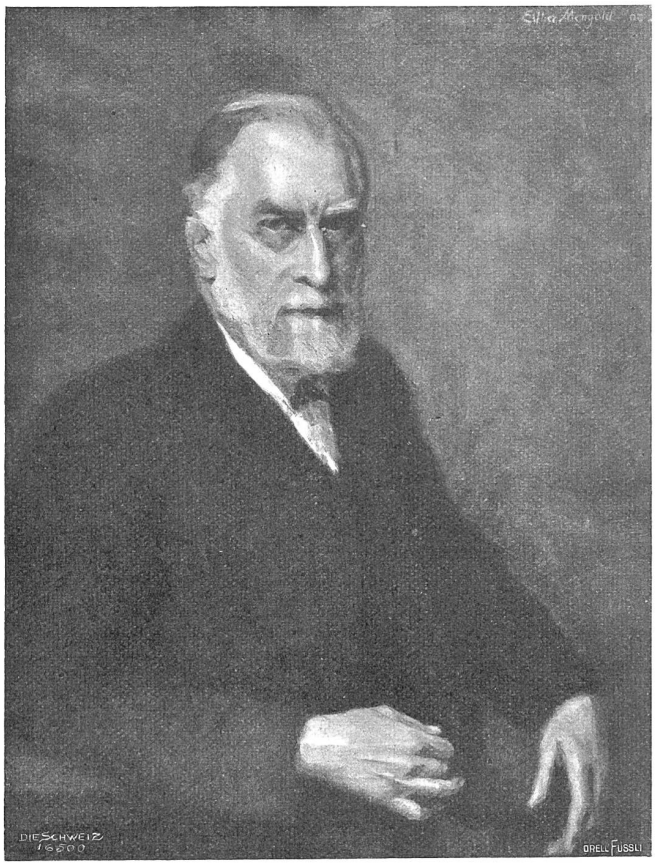
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Esther Mengold, Basel. Bildnis des Herrn G.

das Liebe, gewinnend Kindliche festgehalten und hat so einen leuchtenden Freudenfleck an die Wand eines Zimmers geschaffen.

Im Porträt des Malers P. A. (S. 38) hat sie dann wieder in erster Linie das tiefer Persönliche gesucht und es breit, klar und sicher in Stirn, Mund und Augen zur Wirkung gebracht. Der Körper ist als Masse behandelt, deren schön in die Luft übergehende Begrenzungslinien den Raum wieder mit bekannter Geschicklichkeit beherrschen und zerteilen.

Reife, sichere Männlichkeit zeichnet das Bild des Geigers Emil Wittwer (S. 39) aus. Wie überall, weiß die Künstlerin auch hier durch innerlich erfassende und sofort richtig greifende Modellierung aus Farbe, Licht und Schatten heraus das Wesentliche zu holen: vom Geiste, der aus den Augen leuchtet bis zum individuellen Geflimmer der Haut, von den Massen der Körperlichkeit an bis zu dem persönlichsten Sichgehaben in Haltung und Gelenken. Und all dies ist gebunden durch jenes Stilempfinden, das jedem dieser Bilder, diesem aber wohl ganz besonders, den Zug ins Große, Typische, hier, wie gesagt, ins machtvoll und doch gewinnend Männliche verleiht.

Gut und charakteristisch in der Haltung ist auch unser letztes Bild (S. 40), auf welchem der junge Basler Lyriker Siegfried Lang im Profil nach rechts dargestellt ist, mit klarer Stirn unter dem blonden Haar und mit einem etwas herben, aber durchaus lebensechten Zug um den ausdrucksvollen Mund; die schlanken Hände halten nachlässig ein Stück Papier, während der Blick sinnend ins Weite gerichtet ist. Wieder müssen wir bedauern, daß die „blonden" Fleischtöne des Gesichtes hier nicht erscheinen können; sie verleihen dem Bildnisse den Charme der Jugend, der zu dem Ernste des Mundes eine freundlich mildernde Folie bildet.

So schafft also die Basler Malerin wirklich Bedeutendes. Sie ist unter unsern vielen Porträtisten einer der seltenen wirklichen Künstler. Ihre Art zu sehen und zu gestalten, wird sich darum gewiß durchsetzen, so wenig man gewohnt ist, gerade im Bildnis, speziell im Porträt aus Frauenhand, das Große in Auffassung und das Mächtige im Dekorativen zu suchen und zu finden. Hier aber ist beides, und zwar innig verbunden durch die schöpferische Eigenart und das sichere Kunstverständnis einer innerlich ebenso reinen und tiefen wie künstlerisch gefesteten wirklichen — Persönlichkeit.

Albert Geßler, Basel.

Der holde Heinrich.

Nachdruck (ohne Quellenangabe) verboten.

Humoreske von Xaver Stadler, Omaha (Neb.), U. S. A.

In der Familie Moos hat es stets einen oder mehrere Steinmetzen gegeben. Die Vorliebe zu diesem Beruf scheint sich bei ihnen von alters her vererbt zu haben. Einem von ihnen nun, einem gewissen Heinrich Moos oder holden Heinrich, wie er in Lorzenach genannt wurde, weil er ein flotter Kerl und arger Schwerenöter war, soll droben in der St. Andreaskirche eine ganz merkwürdige Geschichte begegnet sein.

Es war an einem Sonntag im August während des Vormittagsgottesdienstes. Die Sonne schien Heinrich durch die bemalten Fensterscheiben in die Augen und mochte ihn schläfrig machen. Dazu kam noch, daß der alte Pfarrhelfer Stuber die Predigt hielt. Der leierte alles so eintönig herunter, und in dem Augenblick, in dem man das Amen erwartete, gab's immer wieder ein Und, bis einem schließlich diese Unde wie das Sumsen eines lästigen Insektes vorkamen, das hartnäckig wiederkehrt und einem um den Kopf fliegt, nachdem man es schon zwanzigmal verscheucht zu haben glaubt. Heinrich saß am äußersten Ende der Bank, dem Seitenschiffe zu, unter einem der Spitzbogen, und ihm gegenüber war der Pfeiler mit dem Kämpfer, an dem das Brustbild eines alten Weibes mit einer Warze auf der Nase und einem Kropfe am Halse in Stein gehauen ist.

Wie nun der holde Heinrich so dasaß und, um den Schlaf zu bekämpfen, die Steinhauerarbeit kritisierte (wo es sich um Steinhauerarbeit handelte, konnte er das Kritisieren nie lassen), aus den verschiedenen Schlägen an den Quadern wie aus Handschriften die Eigenarten der Männer zu entziffern suchte, die hier vor bald fünfhundert Jahren ihr Tagwerk verrichteten, dann die Eichenlaubverzierung an dem Kämpfergesims der Seitenwand betrachtete und zuletzt seine Blicke auf dem Steinbilde sich gegenüber ruhen ließ, so schien es ihm, als ob dessen Züge sich belebten. Und richtig, die Alte befreite ihr Gesicht von dem Tuche, das immer einen Teil ihrer Stirne und ein Auge verdeckte, brachte die Hände zum Vorschein, in deren einer sie eine Schnupftabaksdose hielt, nickte dem jun-

gen Manne grüßend zu und sagte: „Eine Prise gefällig, Nachbar?“

Ohne sich lange zu besinnen, wie es schien, auch ohne Störung zu verursachen, erhob sich Heinrich von seinem Sitze, langte hinauf, nahm eine Prise aus der dargebotenen Dose und setzte sich wieder hin. Kaum aber war der Tabak in seine Nase gestiegen, als er eine Veränderung mit sich und seiner Umgebung vorgehen fühlte, und im nächsten Augenblick befand er sich auf einem niedern Gerüst an der Wand und arbeitete an dem Eichenlaub, das er vorhin angeschaut hatte. Er vernahm das Klopfen der Steinmetzen in der Hütte draußen und bemerkte einige Maurer in der Kirche, die Fliese in den Seitenschiffen legten. Der Bau war noch unvollendet, aber bereits unter Dach und Fach.

Dann kamen Besucher in die Kirche, denen der Baumeister, der sie begleitete, den Gang der Arbeiten zeigte und erklärte, was getan und noch zu tun sei. Die Gesellschaft näherte sich langsam dem Gerüste, auf dem Heinrich stand, und der Baumeister rief ihn an. Heinrich wandte sich und sah zu seinen Füßen einen Edelmann und dessen Tochter, ein Mädchen von außerordentlicher Schönheit. Die unerwartete Erscheinung brachte den Jüngling etwas außer Fassung; er glaubte indessen zu bemerken, daß es dem Mädchen ähnlich erging, als sich ihre Blicke begegneten. Sie nahm sich jedoch schnell zusammen, bog mit stolzer Gleichgültigkeit den Kopf zurück, um die Steinrippen droben am Deckengewölbe zu betrachten, und ließ durch diese Bewegung die runde, weiße Kehle sichtbar werden, ob deren Anblick der junge Steinmetz in heimliches Entzücken geriet. Auf dem Kopfe hatte sie ein rundes Käppchen, unter dem die Haare in blonder Fülle hervorquollen. Ihre Kleider waren von ziemlich grobem Zeug und schlecht angepaßt, von kostbarem Schmuck war auch wenig zu bemerken; aber lieblicher hätte sie nicht sein können, wenn sie auch nach der neuesten Mode ausgeputzt gewesen wäre.

Der Ritter war, was man heutzutage „im Zivil“ nennen würde, das heißt, er hatte keinen Harnisch an, sondern ein Lederwams, das von einem Gürtel etwas unter den Hüften lose zusammengehalten ward, gestrickte Beinkleider und eine Art Kapuze als Kopfbedeckung oder vielmehr eine Kombination von Kragen, Halsbinde und Zipfelmütze.

„Heinrich,“ redete nun der Baumeister den jungen Steinmetzen an, „der Herr Graf hat mir soeben mitgeteilt, daß er an seiner Burg einige bauliche Veränderungen vorgenommen habe und daß über der neuen Pforte ein Wappenschild auszuhauen sei. Ich habe dem gnädigen Herrn dann gesagt, daß, wenn man dir die nötigen Anweisungen gäbe, du die Arbeit wohl zu seiner Zufriedenheit ausführen könntest. Sobald also die Verzierung hier fertig ist, kannst du hinaus zur Burg Wildenstein gehen und dich den Herrschaften zur Verfügung stellen.“

„Der junge Mann und ich werden uns leicht verständigen,“ fügte der Graf von Wildenstein hinzu. „Ich habe hier ein Siegel, nach dem die Arbeit ausgeführt werden soll. Ihr seht, es ist ein Berchfrit mit einem aufrechtstehenden Löwen zu je einer Seite und auf dem Schilde ein Helm mit der Lederdecke hintüber, die sich in Streifen zu niedlichen Verzierungen windet und den Rändern des Schildes sich anschmiegt.“

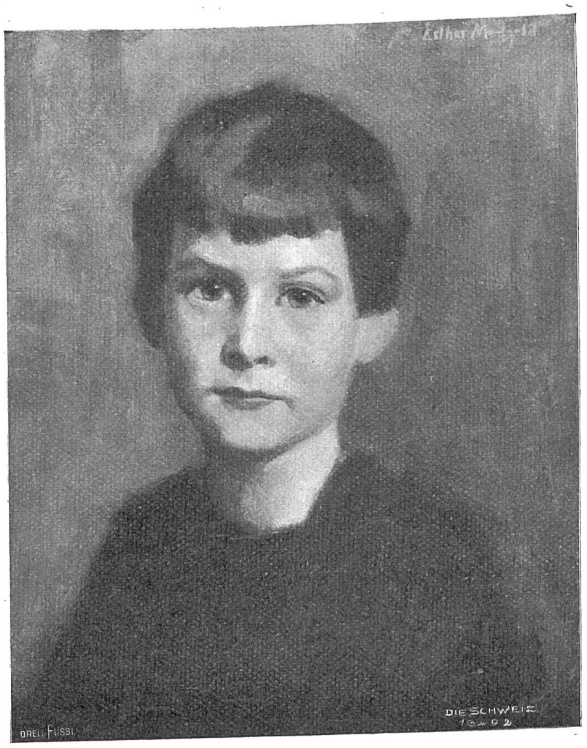
Der Graf hatte das Petschaft dem holden Heinrich hinaufgereicht, und dieser bückte sich, um es ihm abzunehmen. In diesem Augenblicke aber fühlte er die Planke unter seinen Füßen krachen und brechen, und um sich zu retten, schnellte er in die Höhe. Er verursachte jedoch durch diese heftige Bewegung keinerlei Störung, da sich alle in der Kirche Anwesenden gleichzeitig mit ihm erhoben hatten. Die Predigt war nämlich aus — — — — — — — — — — — —

Der Traum ließ dem holden Heinrich keine Ruhe und trieb ihn am andern Tag nach Raab und zu der Burgruine Wildenstein hinauf. Dort fand er zwei Arbeiter mit Hebeisen und Zweispitz beschäftigt, um einen Stein aus der Mauer auszulösen, während ein wohlgekleideter älterer Herr ihnen zuschaute und ihnen Anweisungen gab. Der Stein, den die Männer frei zu machen suchten, erwies sich als ein Stück von einer Sandsteinplatte, das Spuren von einer Verzierung zeigte, trotzdem es stark verwittert und beschädigt war, und der Steinmetz sah auch gleich, daß von dem Stück Stein nichts Nennenswertes übrig bleiben werde, wenn die Arbeiter es nicht geschickter anstellten. Er riß deshalb ohne Umstände einem Arbeiter den Zweispitz aus der Hand, hieß den andern zurücktreten und fing selbst zu graben an. Der Herr mochte sehen, daß er einen Fachmann vor sich habe, und ließ ihn gewähren. In kurzem war der Stein frei. Heinrich erkannte, daß es ein Stück von einem Wappenschilde war, und erklärte dem Herrn weitläufig, was dazu gehört haben mußte und wie es zu vervollständigen wäre. Der Herr verwunderte sich sehr und sagte: „Ihr scheint mir von diesem Wappen soviel zu wissen wie ich selbst. Wie kommt Ihr zu diesen Kenntnissen?“

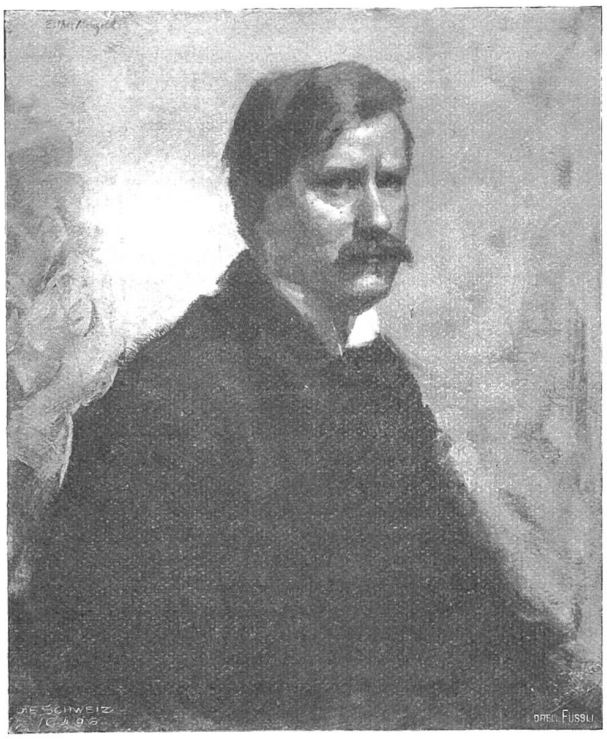
Da erzählte Heinrich seinen Traum, den er gestern während der Predigt gehabt hatte, worauf der Herr den Kopf schüttelte und sagte: „Ei, ei, das ist ja ganz wunderbar! Nun muß ich Euch aber doch erzählen, wie sich der kleine Roman, dessen Anfang Ihr träumtet, damals weiter entwickelte und zum Abschluß kam.“

Der Sprecher hatte sich auf einen Stein gesetzt, lud Heinrich ein, seinem Beispiel zu folgen, und begann:

„Der Steinmetz erschien also hier auf dieser Burg, um das Wappen auszuarbeiten. Vorerst wurden auf einer Schiefertafel Entwürfe gemacht und alles genau beraten und überlegt. Dabei überzeugte sich der Graf sehr bald, daß er es mit einem anständigen und wohlunterrichteten Handwerker zu tun hatte. Er machte sich deshalb die Gelegenheit zunutze, um mit ihm alle möglichen Bauprojekte zu besprechen; denn der Graf von Wildenstein war auf das Bauen versessen. An kriegerischen Unternehmungen und Raubzügen konnte er kein Vergnügen finden, und während andere Ritter ihre Besitzungen in die Länge und Breite auszudehnen trachteten, strebte er mit den Seinen in die Höhe und kam deshalb mit niemand in Konflikt als mit den Juden, denen er seine Einkünfte verpfändete, um seiner Liebhaberei nachhängen zu können.



Esther Mengold, Basel. Knabenbildnis.



Esther Mengold, Basel. Kunstmaler P. A.

Derweil der Steinmetz an dem Schilde arbeitete, kam dann der Graf alle Augenblicke mit seiner Schiefertafel hergelaufen, um sich bei ihm Rat und neue Ideen zu holen. Das Plänemachen ward aber besonders nach Feierabend betrieben und oft bis tief in die Nacht hinein fortgesetzt, und der Graf fand immer größern Gefallen an dem Gesellen. Ebenso erging es übrigens dem gnädigen Fräulein, das sich zuweilen an den Unterhaltungen beteiligte. Am dritten Tage jedoch kam eine Störung in den vertraulichen Verkehr der kleinen Gesellschaft. Hans von Toggenfeld erschien und machte durch seinen Besuch das Leben auf Wildenstein ungemütlich. Diesem jungen Ritter war es nicht möglich, sich einer ruhigen Unterhaltung hinzugeben, und ein vernünftiges Gespräch war mit ihm schlechterdings nicht zu führen, da er stets von einem Thema auf das andere sprang. Tolle Zechgelage, Jagd- und Streifzüge waren die einzigen Beschäftigungen, die ihm zusagten. Dabei galt er als ein gar tapferer Degen, weil er sich das Ansehen eines solchen zu geben wußte, hatte aber eigentlich noch nie eine Probe seiner Tapferkeit abgelegt. Mathilde wußte, daß er ihretwegen kam, und ging ihm soviel als tunlich aus dem Wege. Sie konnte ihn nicht ausstehen. Auch der Graf kannte die Absichten des jungen Toggenfeld, und obwohl die Verbindung mit dem mächtigen Geschlecht der Toggenfeld große Vorteile versprach, so konnte er es doch nicht über das Herz bringen, sein einziges Kind zu einer Heirat zu zwingen, die ihr nicht zusagte. Er selbst konnte den Ritter nicht leiden.

Bei seinem Eintreffen ward also die Schiefertafel in die Ecke gestellt, da sich der Graf und seine Tochter mit dem Gaste abgeben mußten. Um nun seiner Gesellschaft auf kurze Zeit zu entrinnen, unternahm Mathilde einen Gang zu einer armen Holzhackerfamilie, die durch Krankheit heimgesucht war und der sie Lebensmittel brachte. Sie hätte zwar nicht allein zu gehen brauchen; aber das gnädige Fräulein war eine furchtlose und selbständige Person. Nun fügte es sich, daß sie auf dem Heimweg den jungen Steinmetzen traf, der nach vollendetem Tagewerk noch einen Spaziergang machte, und sie konnten doch nicht wohl aneinander vorübergehen, ohne einige freundliche Worte zu wechseln. Dasselbe geschah am folgenden Tage zur nämlichen Stunde wieder, und nun ward die Küchenmagd darauf aufmerksam und lauerte ihnen auf. Das arme Ding war nämlich schrecklich eifersüchtig. Sie hatte an dem Gesellen Gefallen gefunden und es ihm durch Worte und Blicke und zugesteckte Würste und Hammenschnitten deutlich genug zu verstehen gegeben. Nun glaubte sie zu wissen, warum er ihre Winke nicht hatte verstehen wollen. Sie drückte sich vor Wut die Fingernägel in die Handballen hinein und beschloß, es dem Ritter von Toggenfeld zu hinterbringen, daß das gnädige Fräulein und der fremde Steinmetz allabendlich heimliche Zusammenkünfte hätten. Der würde ihnen das Spiel schon verderben.

In dem kleinen Gehölz da unten am Fuße der Anhöhe wartete also der Steinmetz am folgenden Abend wiederum auf die Rückkunft des gnädigen Fräuleins von ihrem Krankenbesuch. Als sie erschien, verbeugte er sich grüßend, und nachdem sie den Gruß erwidert, begann er ohne Umschweife:

‚Gnädiges Fräulein, ich bin heute mit der Arbeit droben fertig geworden und gedenke morgen früh die Burg zu verlassen; doch wenn Ihr es mir gestattet, so möchte ich Euch noch eine Mitteilung machen, ehe ich gehe.‘

Da der Weg so schmal war, daß sie nicht nebeneinander herwandeln konnten, blieb das Fräulein stehen, um dem jungen Manne Gelegenheit zu geben, sein Anliegen vorzubringen, und dieser fuhr fort: ‚Es mag Euch seltsam vorkommen, wenn ich sage, daß ich der Sohn des Grafen von Hühneberg sei, der wie ich glaube, mit Euerm Vater befreundet ist: dem ist aber nichtsdestoweniger so. Vor vier Jahren zog ich nach Abenteuer aus, wie es sich für einen jungen Ritter geziemt, und kam in das Land der Franken. Nun habe ich ja von jeher mehr Freude an nützlicher und friedlicher Arbeit gehabt als am Waffenspiel, obwohl ich dieses auch nicht vernachlässigte. In Rouen machte ich dann zufällig die Bekanntschaft eines tüchtigen Baumeisters, der mich im Zeichnen und in der Bearbeitung von Steinen unterrichtete, sodaß ich in kurzer Zeit als guter Steinmetz gelten konnte. Um mich weiter in dieser Kunst auszubilden, auch noch etwas von der Welt zu sehen und ungehindert meine Liebhaberei betreiben zu können, wanderte ich nach Straßburg, arbeitete dort über ein Jahr als einfacher Steinmetz und beschloß endlich in meine väterliche Burg zurückzukehren. Wie ich aber nach Lorzenach kam, den Kirchenbau sah, an dem noch einiges zu vollenden war, gelüstete es mich, für kurze Zeit noch dort zu arbeiten, da ich wußte, daß es mit dem Handwerkerleben bei mir doch bald ein Ende nehmen müsse. Dort in der Kirche habe ich Euch, gnädiges Fräulein, zuerst gesehen. Dann kam ich auf die Burg, und Ihr seid stets so gütig gegen mich gewesen, obwohl Ihr in mir nur den niedern Handwerker sehen mußtet. Das läßt mich hoffen, daß Ihr mich als Ritter von Hühneberg Eurer Gunst als würdig erachten werdet. In einigen Tagen also werde ich mit Eurer Erlaubnis als Freier zurückkehren und bei dem Grafen von Wildenstein um die Hand seiner Tochter anhalten . . .‘

Bei den letzten Worten war er auf ein Knie gesunken. Da sprangen vier Knappen aus dem Gebüsch, überwältigten ihn und banden ihm die Hände auf den Rücken. Jetzt erschien auch der Ritter von Toggenfeld, befahl den Knappen, ihren Gefangenen in die Burg hinaufzuführen, und bot dem Mädchen sein Geleite an, indem er spöttisch bemerkte: ‚Gnädiges Fräulein, Ihr tut unrecht, Euch durch diese einsamen abendlichen Spaziergänge der Gefahr auszusetzen, von Vagabunden und Bettlern belästigt zu werden!‘

Mathilde würdigte ihn keiner Antwort. Sie begab sich, als sie in der Burg angekommen waren, in ihre Gemächer, woselbst sie sich einschloß und überlegte, was nun zu tun sei. Sie kam bald zu einem Entschluß, ließ durch ihre Magd einen jungen Knappen rufen, von dem sie wußte, daß er ihr treu ergeben war, und gab ihm den Auftrag, diese Nacht sobald als tunlich aus der Burg zu schleichen, drunten im Dorfe sich ein Pferd zu verschaffen und hinüber in das Ennetseeische zu reiten

und den Grafen von Hühneberg zu benachrichtigen, sein Sohn sei auf Burg Wildenstein. Es sei ihm ein kleiner Unfall zugestoßen. Er könne nicht weiter und wünsche deshalb, sein Vater möchte sobald als möglich herüberkommen.

Nachdem das geschehen, verriegelte das gnädige Fräulein die Tür und war für niemand, selbst nicht für ihren Vater zu sprechen. Nebenan aber, im großen Saal saßen der Graf und der Ritter von Toggenfeld beisammen und berieten, was mit dem Missetäter anzufangen sei. Der junge Toggenfeld war dafür, den Steinmetzen in das unterirdische Verließ zu werfen und dort daraufgehen zu lassen oder ihn kurzerhand aufzuhängen, ob am Halse oder an den Beinen, bleibe sich gleich. Der Graf aber schüttelte den Kopf und wollte die Sache erst überlegen. Er sprach auch die Meinung aus, man solle dem jungen Gesellen erst Gelegenheit geben, sein Gebaren zu erklären und wennmöglich sich zu rechtfertigen. Er entschied deshalb, ihn morgens vor sich führen zu lassen, um ein einigermaßen gerechtes Urteil zu fällen und die Strafe bestimmen zu können. Dem Ritter von Toggenfeld wollte es lächerlich erscheinen, wegen eines miserabeln Handwerksgesellen soviel Umstände zu machen; aber der Graf blieb fest. Sie sagten sich also gute Nacht, und der Graf begab sich mit bekümmertem Herzen in sein Schlafgemach. Es machte ihm Sorge, weil er nach allem, was er vernommen, und aus den Aeußerungen des jungen Ritters schließen mußte, Mathilde sei nicht von aller Schuld freizusprechen und habe dem Handwerker den Kopf verdreht. Daß es aber gerade dieser Hans von Toggenfeld war, der in diese unliebsame Geschichte sich verwickeln mußte, verdroß ihn über alle Maßen.

Wie der Graf beschlossen, ward also der Gefangene im Verlauf des folgenden Vormittags in den großen Saal hinaufgeführt, wo der Graf und der Ritter von Toggenfeld ihn erwarteten.

‚Was hast du zu deiner Entschuldigung vorzubringen?‘ redete der Graf den Steinmetzen an.

‚Graf von Wildenstein, ich bin bereit, ein vollständiges Bekenntnis abzulegen; da ich aber der Meinung bin, daß ich niemand als Euch Rechenschaft schulde, so möchte ich Euch um die Gunst bitten, mich allein und ohne Zeugen anhören zu wollen!‘

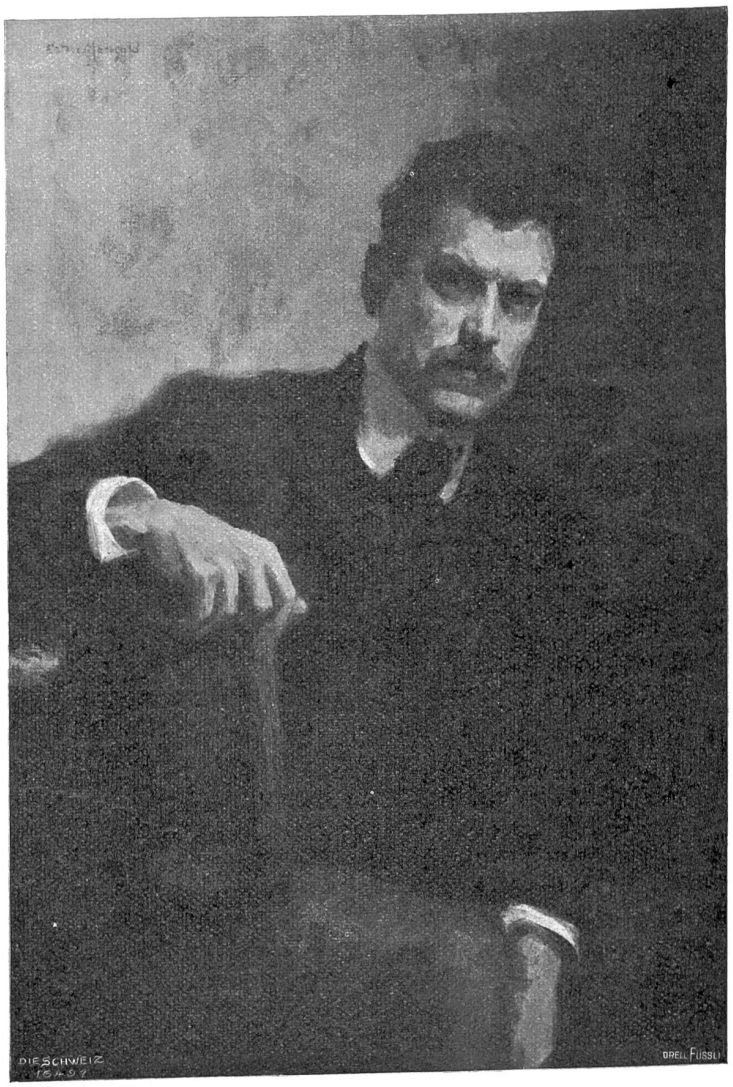
Das war dem jungen Toggenfeld doch ein wenig zu viel. Die stolze freie Haltung des Handwerkers nicht weniger als seine Rede reizte ihn zum äußersten. Er sprang auf, zog das Schwert, und nur das schnelle Eingreifen des Grafen verhinderte eine blutige Tat. Heinrich aber maß den Ritter mit drohenden Blicken und sagte mit noch drohenderer Stimme: ‚Ritter von Toggenfeld, vergreift Euch nicht an mir, oder es dürfte Euch teuer zu stehen kommen! Der Landgraf von Hühneberg ist mächtig genug, um selbst den Toggenfelden gefährlich zu werden, und ich bin des Landgrafen Sohn. Die Sache mag Euch befremdend scheinen; wenn Ihr mir aber Gelegenheit gebet, so wird es mir leicht sein, die Wahrheit meiner Worte zu beweisen!‘

Es war etwas in der Erscheinung des Jünglings, das den Burgherrn bewog, ihm Glauben zu schenken. Der Ritter von Toggenfeld aber schrie: ‚Elender Betrüger!‘ und wollte wieder auf den Gefangenen los.

‚Betrüger oder nicht, in diesem Hause geschieht kein Mord an einem wehrlosen Mann!‘ fiel der Graf, ihn zurückhaltend, ein, und ein Schwert von der Wand herunterlangend und es dem Gefangenen reichend, fuhr er fort: ‚Hier habt Ihr wenigstens eine Waffe, und nun erzählt uns die nähern Umstände dieser seltsamen Geschichte!‘

Jetzt wollte der Ritter von Toggenfeld wissen, ob der Graf und seine Tochter toll geworden seien, daß sie sich von einem solchen Hanswurst etwas weißmachen ließen. Diese Rede brachte das Blut Heinrichs in Aufwallung, und er hieß den Ritter das Maul halten, worauf dieser mit einem Schwertschlage antwortete. Aber Heinrich war zu schnell für ihn und fing den Schlag mit seiner Waffe auf. Es zeigte sich auch sofort, daß der Gefangene sich ganz gut selbst verteidigen konnte; der Graf mischte sich deshalb nicht in den Kampf, der sich jetzt entspann. Ja, was der Graf jetzt sah, war ihm geradezu ein Genuß. Mit spielender Leichtigkeit erwehrte sich der Gefangene der Angriffe seines Gegners, indem er statt Zorn oder Furcht Eifer verriet und sichtlich seiner eigenen Geschicklichkeit sich erfreute.

Heinrich hatte im Frankenlande von einem fahrenden Ritter, mit dem ihn der Zufall zusammenbrachte, die Kunst des Fechtens erlernt, die damals hierzulande wenig geübt ward, da sich die Reisigen auf ihre Schilde und Harnische verließen. Heinrich war auch der Mann, der, wenn er etwas zu lernen sich vornahm, nicht nachließ, bis er darin Meister ge-



Esther Mengold, Basel. Emil Wittwer.

Esther Mengold, Basel. Siegfried Lang.

worden. Der Ritter von Toggenfeld hingegen war einer von denjenigen, denen es an Fleiß und Ausdauer gebricht, um sich irgendwelche Fertigkeit anzueignen.

So ließ denn Heinrich seinen Gegner draufloshacken, bis er müde war, und schlug ihm dann das Schwert aus der Hand, daß es an die Decke hinaufflog. Just in dem Moment öffnete sich die Tür. Auf der Schwelle erschien das gnädige Fräulein und rief draußen jemand zu: ‚Hier herein, Graf von Hühneberg!' Und herein trat der Gerufene. Vater und Sohn erkannten sich alsogleich und fielen sich in die Arme. Dann begrüßte der Landgraf auch den Burgherrn als alten Bekannten und reichte ihm die Hand. Derweilen hatte der Ritter von Toggenfeld sein Schwert aufgehoben und war hinausgestampft, und bald darauf hörte man ihn mit seinen Knappen über die Zugbrücke reiten.

An jenem Abend ging es hier oben hoch her. Es ward die Verlobung des Burgfräuleins mit dem jungen Heinrich von Hühneberg gefeiert. Und drei Monate später hielten sie Hochzeit . . . . . ."

Dem holden Heinrich ging vor Staunen der Atem aus, als er diese Geschichte hörte, und er wollte nun seinerseits wissen, wo der Herr das alles her habe. Dieser erwiderte lächelnd:

„Vorerst muß ich Euch noch mitteilen, wie ich dazu kam, hier Nachgrabungen veranstalten zu lassen. Ich habe nämlich kürzlich in einer alten Chronik gelesen, daß im vierzehnten Jahrhundert ein Heinrich von Hühneberg eine Mathilde von Wildenstein geheiratet habe, und in der alten Schrift war ziemlich ausführlich erzählt, wie sich alles zugetragen. Dem Bericht war sogar eine Rechnung beigefügt, die von dem Wirt zum Pfaffenecken in Lorzenach an den Grafen von Hühneberg ausgestellt war für Speisen und Getränke, die von den Steinmetzen dort zu Ehren ihres Zunftgenossen an seinem Hochzeitstage verzehrt worden. Als gegenwärtigen Besitzer des Schlosses Hühneberg drüben im Ennetseeischen, sowie auch als Liebhaber von Altertümern hat mich die Sache natürlich interessiert, und da ich vermutete, die Mauern hier könnten weitere Aufschlüsse geben, kam ich mit den Leuten hieher und habe, wie Ihr seht, Glück gehabt. Nun kommt mir auch ein guter Gedanke. Ich habe drüben einiges umbauen lassen und über der neuen Porte des Schlosses eine Steinplatte eingesetzt mit der Absicht, später etwas darein einhauen zu lassen. Da würde es ja sich vortrefflich machen, wenn ich dort das Wappenschild der Wildenstein anbringen ließe. Seid Ihr etwa selbst ein Steinmetz?"

„Das bin ich wohl," erwiderte der holde Heinrich, „und wenn Ihr mir Vertrauen schenken wolltet, so wäre ich bereit, die Arbeit zu übernehmen. Ihr könnt in Lorzenach nachfragen, wo sie mich alle kennen und wissen, daß ich Geschick in meinem Berufe habe . . ."

„Nun, ich glaube Euch schon ohne Zeugen, und wenn es Euch genehm ist, so könnt Ihr die nächsten Tage hinüber zum Schlosse kommen und mit der Arbeit beginnen."

Der holde Heinrich fand sich schon am nächsten Tage im Schlosse drüben im Ennetseeischen ein und fing mit dem Ausmeißeln des Wappenschildes an, wobei er sich genau an das Original zu halten suchte. Während er aber auf dem Gerüste stand und draufloshämmerte, setzte sich in seinem Gehirn der Gedanke fest, er sei vor fünfhundert Jahren schon einmal auf der Welt gewesen und habe als Heinrich von Hühneberg dasselbe Wappenschild ausgehauen, das er jetzt als Heinrich, Steinhauer von Lorzenach, unter den Händen hatte. Die Umstände waren sich so ähnlich — nur daß er jetzt auf Schloß Hühneberg und nicht auf Wildenstein war. Da war der bauwütige Schloßherr, ebenso eine Tochter. Am zweiten Tage entdeckte er überdies einen jungen Mann, der die Stelle des Ritters von Toggenfeld einnahm und ihm ebenso zuwider war. Auch das hübsche Küchenmädchen fehlte nicht. Und wie damals steckte es ihm heimlich Würste und andere Leckerbissen zu. Da dachte er, es schicke sich jetzt für ihn ganz gut, was ihm damals als Ritter von Hühneberg nicht wohl anstand — und heiratete die Magd.

Ile des mouettes.

Die Garteninsel ruht im Mittagslicht . . .
Die weite Fläche stört kein Ruderschlagen,
Nur sanfte Wellen seufzen und beklagen
Den langverhängten schmerzlichen Verzicht.

Wenn sich der See mit Purpurgold verflicht,
Wenn glanzverklärt die blauen Berge ragen,
Wird dann ein Arm sich in die Fluten wagen
Da, wo die Weiden schatten, tief und dicht?

Wird von dem zarten Reiz die Welle schauern
Und um die Stufen zittern, leis und lüstern?
Stumm glühn im Mittagslicht die weißen Mauern,

Indes mit Rosen weiße Vögel flüstern,
Die Wind und Woge ihre Heimat nennen
Und die ihr süßestes Geheimnis kennen!

Siegfried Lang, Basel.